Spring School

Mai 2025

Wasser und Boden

Index

1	Hubertus Luthardt	Hettstedt, Altdorf
2	Brünhild Winter-Huneck	Biesenrode
3	Heiko Ryll	Hettstedt
4	Dieter Schwarz	Großörner
5	Uwe Otto Rusche	Sandersleben
6	Maren Dietze	Wippra
7	Michael Joswig	Siersleben
8	Henrik Helbig	Polleben
9	Tom Gabriel und Viola Pfeiffer	Helbra
10	Regina Sanhen und Gerd Sanhen	Rödgen
11	Dana Hammer und Hannes Böhme	Hettstedt
12	Andreas Schwab	Braunschwende

Editorial



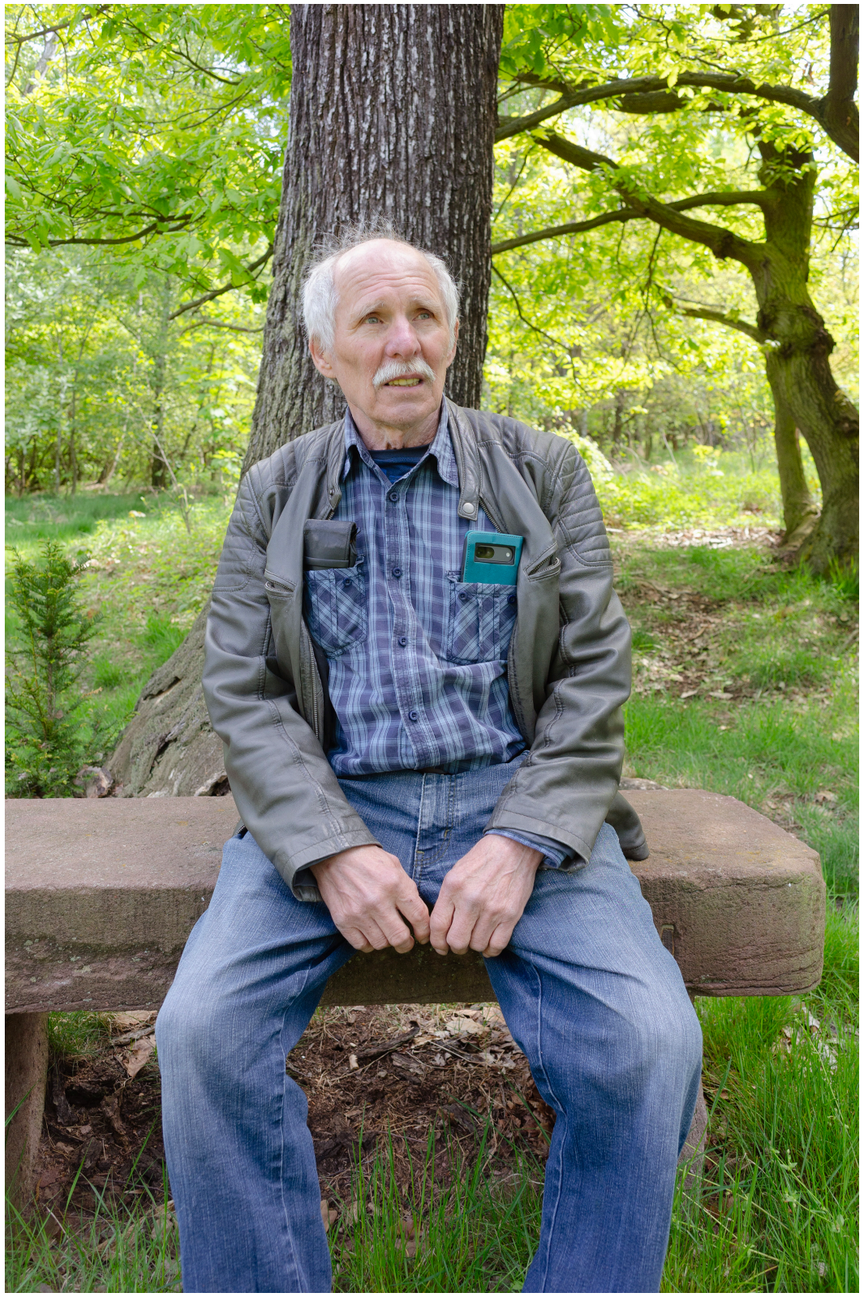
Wasser und Boden sind weit mehr als Rohstoffe. Sie prägen den Alltag, verbinden Menschen mit der Landschaft, in der sie leben und wecken Erinnerungen. Im Mansfelder Land – einst vom Bergbau geformt, heute von dessen Rückzug geprägt – spiegeln sich diese Beziehungen auf vielfältige Weise. Böden erzählen von Landwirtschaft und Altlasten, Gewässer von früheren Eingriffen und späteren Anpassungen. Wie gehen Menschen heute mit diesen Grundlagen um? Welche Geschichten und Erfahrungen verbinden sie mit dem Wasser, das sie trinken, oder mit dem Boden, den sie bewirtschaften, pflegen oder meiden? Und was bedeutet es, wenn diese natürlichen Elemente zugleich Geschenk, Herausforderung und Verantwortung sind? Solchen Fragen widmete sich die Spring School 2025.

Eine Woche lang waren Studierende der Humangeographie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) und des Kommunikationsdesigns/Fotografie der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle (BURG) zusammen unterwegs. Sie trafen Menschen aus der Region, um deren individuelle Perspektiven auf Wasser und Boden in Gesprächen und Fotografien zu erkunden. Entstanden sind zwölf Porträts, die persönliche Erfahrungen, Sichtweisen und Alltagsbeziehungen zum Thema sichtbar machen. Begleitet wurden die Studierenden von Jonathan Everts und Mareike Pampus (Humangeographie, MLU), Peter Hermans (Künstlerischer Forscher und Dozent), Stephanie Kiwitt (Kommunikationsdesign/Fotografie, BURG) und sowie Christoph Schlüter (Journalist). Die entstandenen Porträts verbinden zwei Zugänge: einen textlichen und einen visuellen. Bild und Text treten dabei in einen Dialog, der unterschiedliche Facetten der Begegnungen sichtbar werden lässt.

Die Spring School wurde 2021 von Werkleitz initiiert und findet seitdem jedes Jahr in Hettstedt statt. Seit 2024 liegt die Organisation bei der Agentur für Aufbruch (AfA), einer Kooperation von Werkleitz und dem HALIS-Institut der MLU. Die AfA schafft Räume, in denen wissenschaftliche und künstlerische Forschung zusammenfinden, um lokale Stimmen hörbar zu machen und die vielschichtigen Beziehungen von Mensch und Umwelt im Mitteldeutschen Revier neu zu denken.

„Hettstedt heute und vor 50 Jahren ist wie ’ne andere Welt gewesen.“

Hubertus Luthardt — Hettstedt, Altdorf



Hubertus Luthardt „Hettstedt heute und vor 50 Jahren ist wie 'ne andere Welt gewesen.“ Hettstedt, Altdorf

Hubertus Luthardt fährt mit uns zur „Quelle des Ursprungs der schlechten Bodenverhältnisse.“ Zusammen sitzen wir in seinem grünen Škoda an der ehemaligen Bleihütte in Hettstedt, wo heute die Hafenbar ist. Luthardt, gebürtiger Hettstedter, ehemaliger Schlosser, Jäger und Hobby-Bauer, erzählt von den Hinterlassenschaften der Kupferindustrie und den damit einhergehenden Umweltbelastungen. Aber auch vom Gemeinschaftsgefühl früher, von den „roten Mansfeldern“ und welche Folgen die Wende für die Menschen der Region hatte.

Wachen Geistes hat der rüstige Luthardt die Bilder von damals noch klar vor Augen: „Wenn in der Nacht die Schornsteine der Bleihütte entlüftet wurden, lag morgens eine dicke Schicht von anthrazitfarbenem Staub auf den Gehwegen und Fensterbrettern.“ Die Anwohnenden sollten wegen der Bleibelastung des Bodens kein eigenes Gemüse im Garten anbauen – „das war eben so jewesen – Industriegebiet“.

Weiter erzählt er von dicken, gelben Schwefelwolken, die aus dem Schornstein der Hütte, unter den Arbeitern „Stinkebude” genannt, über die Felder und Täler zogen: „Die Bäume starben nach und nach ab. Die Umgebung sah aus wie eine Mondlandschaft.“ Als ehemaliger Betriebsrat im Werk kennt der lebenskluge Luthardt die vielen, verschiedenen Prozesse der Verhüttung und Verarbeitung ganz genau. Er spart die Folgen der emittierten Schadstoffe nicht aus. „Das ist wichtig, damit man weiß wie die Schadstoffbelastung entstanden ist“. Der Blick auf Umwelt und Natur war früher ein anderer als heute, erzählt er: „Mit den Filtern haben wir's in der DDR nicht so gehabt“. Die Folgen hat er persönlich auch in seiner Funktion als Jäger wahrgenommen: „Da wo keine Vegetation ist, ist kein Wild. Das hat man deutlich gemerkt“.

Da, wo früher große Obstbaumwiesen mit Pflaumen-, Apfel-, und Birnbäumen standen, stehen heute, nach einigen Jahren der Renaturierung, Birken, Ahorn und immer noch ein paar alte Eichen. „Die Vegetation, wie sie jetzt ist, gab es so erst nach der Wende.” Im Laufe der Jahre danach haben Umweltgruppen immer wieder versucht, gegen die anhaltende Schadstoffbelastung vorzugehen: „Es gab auch Kämpfe, aber wir haben mit denen eigentlich ganz gut gearbeitet.”

Nach einer kleinen Fahrt erreichen wir den Rand des Humboldthains, der zwischen Wipper und Eduardschacht im Süden Hettstedts, Ortsteil Altdorf liegt. Hier war Luthardt schon als Kind oft unterwegs und sagt, es gäbe keinen älteren Baum, auf dem er nicht schon oben gewesen sei.

Die Erde, auf der wir stehen, ist rot von Eisen und wird Rote Lette genannt. Ihretwegen sagt man „Rotes Mansfeld“ und „Rote Mansfelder“. Luthardt läuft sicheren Schrittes weiter auf eine Anhöhe, von wo aus schon Alexander von Humboldt das Tal betrachtete: „Wenn die Bauern pflügen und die Sonne auf die Erde 'rauf scheint, färbt sich alles rot, das ganze Mansfelder Land.”

Dieses Land östlich des Betriebsgeländes war zeitweise derart belastet, dass die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft keine Kulturpflanzen anbauen durfte. Weil die LPG sich nicht daran hielt, wurde das Gebiet in den 1960er-Jahren kurzerhand aufgeforstet. Die Schadstoffbelastung wurde noch schlimmer, nachdem 1972 die neue Sekundärkupferanlage in Betrieb genommen wurde. Luthardt steht unter einer alten Eiche: „Hier dieses wunderbar grüne Tal, das ist alles kahl gewesen. Kein Blatt grün an den Pflaumenbäumen und das Gras war gelb.” Von Humboldts Lieblingsplatz aus sah das Tal damals aus „wie ein Kamin. Hier hat man heute eine ganz herrliche Aussicht.“

Wir gehen tiefer in den Humboldthain, der Trampelpfad verschwindet. Luthardt kennt den Weg und kommt an ein zusammengefallenes Gebäude: „Hier ist der ehemalige Schützenplatz, den wir Altdorfer in Eigeninitiative in den 1970er-Jahren wieder errichtet haben. Nach der Wende wollten die Leute lieber zum Ballermann und in die Welt reisen und keiner kümmerte sich mehr um das Anwesen. Dort war die Kegelbahn, da drüben der Rodelhang, ein Schießstand, eine Bühne, eine Bar.” Wir stehen auf der alten Tanzfläche. Er scharrt mit dem Schuh über die Erde: „Hier drunter müsste noch der alte Boden liegen.“ Luthardt ist Altdorf treu geblieben, viele anderen sind gegangen. Autos wurden zu Luxusgegenständen und dienten der Repräsentation. Gute Bekannte wurden aufgrund ihres neuen, anderen Status nicht mehr eingeladen. „Zusammenhalt war da, das ist heute undenkbar. Früher haben Ärzte, Diplom-Ingenieure und Handwerker Tür an Tür gewohnt, die haben am Wochenende draußen gesessen und gegrillt. Das Gemeinschaftsleben ist mit der Wende verloren gegangen. Ich bin der einzige von den Klassenkameraden, der hier geblieben ist.“

Gefasst sagt Luthardt, das Kulturelle sei auf der Strecke geblieben. Auf die Frage, was er sich wünsche, antwortet er dennoch, „dass es nicht mehr so kommt wie es mal war“. Er meint damit vor allem die Umwelt und die Belastung durch die Betriebe. Heute leben in der Wipper, der früheren „Giftbrühe“, wieder Forellen. „Überall sind jetzt Misteln, das sind zwar Schmarotzer, aber die gibt's nur, wenn die Umwelt stimmt.”

„Der Boden ist unsere Mutter – Wasser ist das Leben“

Brünhild Winter-Huneck Biesenrode



Brünhild hatte schon immer ein Bewusstsein für die Natur. „So bin ich schon geboren.“ Sie hat Biologie studiert und arbeitet jetzt im Landesamt für Umweltschutz. „Mich interessieren am meisten die ökologischen Zusammenhänge, weil alles so wunderbar zusammen funktioniert!” Dafür setzt sie sich auch außerhalb ihrer Arbeit in ihrem Garten und der Umgebung ein.

Auf dem Hof sind Lehm, Bruchsteine, Ziegel und Schlackesteine aus dem Mansfelder Land verbaut – alles Materialien aus der Region. „Diese Wände sind nicht nur klimaausgleichend, sondern auch schöne Biotope für Tiere. Unser größtes Anliegen ist es, dass die Schwalben weiterhin jedes Jahr bei uns brüten können.“





„Hier gibt es viele geologische Aufschlüsse. Man kann eine richtige Zeitreise machen. Hier trifft Zukunft auf Vergangenheit oder umgekehrt. Das Mansfelder Becken ist sehr flach und war mal der Meeresboden des Zechsteinmeeres. Beweis dafür sind die Fossilienfunde des sogenannten Kupferschieferherings. Als das Meer verschwand, blieben Spuren von Kupfer, Eisen, Silber, Gold und vielen anderen Metallen im Gestein zurück.“



Sie und ihr Mann legten zum Erhalt der Biodiversität auf ihrem Acker Blühstreifen an und überzeugten auch andere davon. „Die Vegetation ist so wertvoll. Sie ist die Grundlage für uns. Der Boden ist unsere Mutter – Wasser ist das Leben. Der Boden ist uns selbstverständlich, bis er ausgetrocknet und unfruchtbar ist. Man muss die Natur gut beobachten und sich anpassen: Die Natur selbst weiß schon den besten Weg. Der Mensch braucht da nicht überall einzugreifen.“





Aus ökologischer Überzeugung steht auf dem Feld ein Bienenwagen. „Das da drüben, das ist industrielle Landwirtschaft. Das kann sehr schlecht sein für die Bienen.“

Brünhilds Mann Rolf Huneck ist überzeugter ehemaliger Biolandwirt und kümmert sich ebenfalls leidenschaftlich um Bienen, Acker, Landschaft und Hof. „Als Landwirt guckst du da ganz anders drauf. Immer schneller, höher, weiter – Das geht nicht, wenn kein Wasser da ist.“

Brünhild Winter-Huneck „Der Boden ist unsere Mutter –Wasser ist das Leben“ Biesenrode

Die alte Johannisbeerplantage musste einer Streuobstwiese weichen, die weniger Wasser braucht. „Es ist tendenziell eine sehr trockene Ecke hier. Wir sind mit dem Gießen nicht mehr hinterhergekommen. Das ist dann immer ein Spagat, ob sich das lohnt!“





„Ich hoffe, dass es immer wieder junge Menschen gibt, die sich für die Natur interessieren. Das ist für mich das Wichtigste im Leben: Dass die Natur erhalten bleibt! Eigentlich sind das alles meine Freunde hier.“

Heiko Ryll

Wasser, das Lebensmittel Nr. 1

Hettstedt



Technischer Leiter, Stadtwerke Hettstedt

Wasserlieferung ist eine unsichtbare Arbeit. Jeder braucht es, jeder hat es und erst, wenn es mal nicht da ist, wird es bemerkt. Dann frage ich die Leute meistens: „Wann war das letzte Mal, als du kein Wasser hattest?" Genau, wahrscheinlich schon lang her.

Die Stadtwerke Hettstedt sind dafür da, dass Wasser bei allen ankommt. Wir sind ein kommunales Unternehmen und gehören also zu 100 Prozent der Stadt. Das bedeutet auch, dass wir ein Interesse daran haben, dass es der Stadt gut geht und etwas an die Bevölkerung weitergegeben wird. Mir ist es wichtig, dass die Leute verstehen, dass wir alle im selben Boot sitzen. Wenn Leute also Sachbeschädigungen am Eigentum der Stadtwerke verursachen, fällt das direkt auf die Stadt und somit auf sie selbst zurück.

Ich habe schon das Gefühl, dass das Bewusstsein für das Gemeinschaftliche früher besser war. Wie wir wieder ein tieferes Verständnis für das Wasser und die Arbeit der Stadtwerke zurückgewinnen, weiß ich auch nicht so richtig. Ein erster Schritt ist zum Beispiel, dass die Kinder aus der Schule hier manchmal eine kleine Führung bekommen. Erwachsenenbildung ist aber eher schwierig, die wissen ja, was Wasser ist.

In den Stadtwerken zu arbeiten, bedeutet auch eine große Verantwortung. Erst gestern hatten wir einen Wasserrohrbruch, wodurch einige Häuser in Hettstedt kein Wasser mehr erreichte. In einem solchen Notfall verbringe ich viele Stunden am Telefon, um die Anwohnerschaft zu beruhigen. Es ist natürlich nicht so schön, wenn auf einmal gar kein oder trübes Wasser aus der Leitung kommt. Solche Vorfälle lassen sich in der Regel aber schnell beheben und passieren eher selten. Das Trinkwasser wird streng kontrolliert und niemand muss sich um die Qualität sorgen.

Das Wasser kommt von der Rappbodetalsperre und die Wasseraufbereitung ist in Wienrode. Von dort fließt es im freien Gefälle durch Rohre bis nach Hettstedt. Ein Teil des Hettstedter Wassers wird im Trinkwasserbehälter „Über der Heckerlingsbreite“ gespeichert. Die Sicht durch die Fenster im Kellerraum im fünf Meter tiefen Becken, in dem das Wasser zwischengelagert wird, sieht aus wie im U-Boot. Hier werden eigentlich keine Personen reingelassen, aber wen es interessiert, für den mache ich auch gerne mal eine Führung.

Selbst die Lichtschalter im Kellerraum sind durch Bewegungsmelder für Energieeffizienz ausgestattet. Generell gilt für die Arbeit in den Stadtwerken: Alles muss auf den aktuellsten Stand der Gesetze und Vorschriften angepasst sein. Das bedeutet auch einen ungeheuren bürokratischen Aufwand. Um das aufzufangen, sind wir über die Jahre immer mehr geworden, die hier arbeiten. Andererseits fällt es uns immer schwerer, die Ausbildungsplätze zu besetzen. Aktuell haben wir drei Auszubildende und sind froh, dass sie Teil unseres Teams sind.

Generell bin ich kein Fan von dem Begriff Nachhaltigkeit, sobald Leute das hören, sind sie abgeschreckt und verbinden den Begriff mit höheren Preisen. Daher nenne ich solche Projekte immer gerne "enkelfähig". Das funktioniert besser und sie verstehen den Gedanken dahinter. Aber es braucht sie halt, die enkelfähigen Projekte. Ein Projekt, das mir persönlich sehr am Herzen liegt, ist zu überlegen, wie wir hier in Hettstedt als zusätzliche Energiequelle Geothermie nutzen können. Dabei ist vor allem wichtig, dass Energie bezahlbar bleibt. Auch durch CO2- Bepreisung wird das Klima nicht besser und die kleinen Leute zahlen letztlich den Preis. Für die Firma machen E-Autos und die Ladestationen hier natürlich Sinn, privat können sich das aber die Wenigsten leisten. Ich finde es wichtig, zu verstehen, dass die E-Mobilität nicht per Schalter ein- und ausgeschaltet werden kann, sondern sie wird mit der Zeit von selbst kommen. Pferdekutschen waren auch nicht auf einmal weg. Es kann ganz schön herausfordernd sein, enkelfähige Projekte bezahlbar umzusetzen, aber ich bin fest davon überzeugt, dass es dafür Lösungen gibt.

Ein Leben für die Forelle



Dieter Schwarz, leidenschaftlicher Fliegenfischer
Wenn man etwas über die Entwicklung an der Wipper erfahren möchte, ist man bei ihm an der richtigen Adresse.



„Früher gab es Fische überall bis runter an die Saale,
als dann das Walzwerk kam, war Feierabend.“

Er steht vor dem Wehr, mit Blick auf das Wasser und hält Ausschau nach Fischen. So treffen wir Dieter Schwarz an und so sieht man ihn oft. Heute ist er zwar ohne Gummistiefel unterwegs, dafür aber mit viel Wissen über das Wasser und den Boden rund um die Wipper und das Wehr. „Hier wurde immer geangelt und wird immer noch geangelt.“ Früher jedoch mit deutlich höheren Erfolgschancen. Vieles hat sich über die Jahre verändert, doch eins ist immer gleichgeblieben, seine Liebe zum Angeln.



Sein ganzes Leben wohnt Dieter Schwarz in direkter Nähe und hat über den Verlauf der Jahre viele Veränderungen an den Flüssen der Umgebung beobachtet. So ist die Geschichte der Wipper auch eng mit dem Freiesleben-Schacht in Großörner verbunden:

„Das Wehr wurde zur Kühlung des Werks gebaut und die Gewässersohle bepflastert, um die Flutung des Schachts zu verhindern.“

Dieter Schwarz Ein Leben für die Forelle Großörner



Als Fliegenfischer und Naturliebhaber befürwortet er die Maßnahme zur ökologischen Aufwertung der Wipper sehr. Die Stufen der Sohlgleite tragen dazu bei, dass sich hier vermehrt Forellen aufhalten können.

„Früher standen wir hier rechts und links am Ufer und konnten
mühelos Fische an Land ziehen. Heute braucht es dafür schon mehr Geduld,
denn die Forellen werden immer weniger.“

„Das Wasser ist sauberer, weil keine Abwässer mehr eingeleitet werden und es Kläranlagen gibt, aber dafür wird mehr in die Gewässer eingegriffen“.

Der Gewässerverlauf wird begradigt, Ufer werden verschottert und Totholz ist nicht gern gesehen. Das kommt zwar kurzfristig dem Hochwasserschutz zu Gute, doch zum Bedauern von Dieter Schwarz leiden die Lebewesen darunter.

„Die Forellen finden weniger Plätze zum Laichen und Insekten und
Bachflohkrebse haben es schwerer mit der Suche nach Futter.“



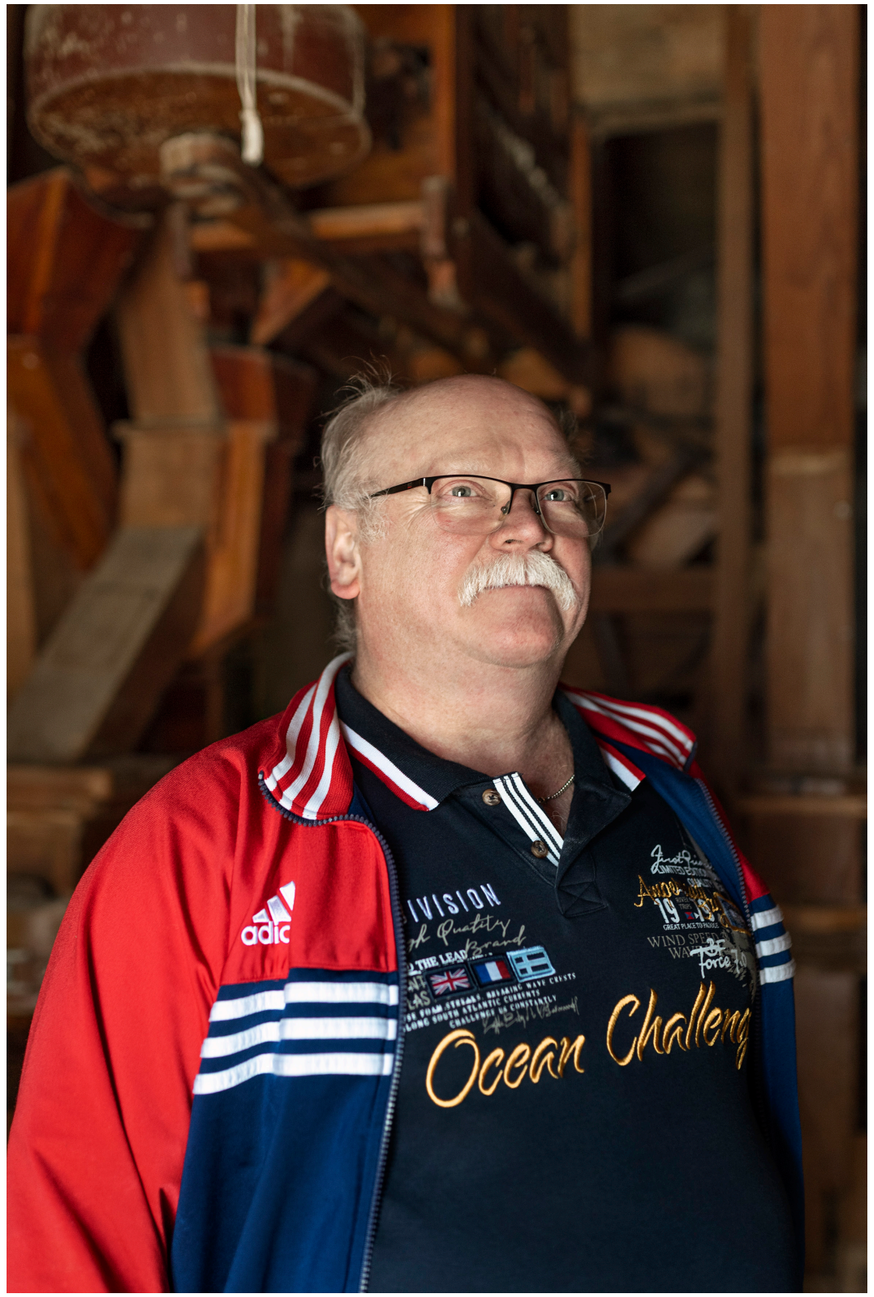
Kurz nach der Wende beschloss Dieter Schwarz seinen eigenen Angelladen, das „Schwarzens Anglereck“ in Großörner zu eröffnen. Ein gewagter Schritt für den gelernten Schlosser, doch mit großem Erfolg. Bis vor drei Jahren, als es Zeit für die Rente war, lief sein Geschäft sehr gut. Woran das liegt, vielleicht an den mit viel Herzblut und Mühen selbstgemachten Fliegenködern, die Dieter Schwarz bis heute noch in seiner Werkstatt bastelt?



„Für die Fliegen benutze ich Nutriafell,
Glitzerfäden und allerlei Dinge, die ich so finde.“

Früher für den Verkauf, heute für Bekannte und aus Leidenschaft. Trotz all der Sorgen über den Zustand der Gewässer und über das Fortbestehen des Anglervereins aufgrund fehlenden Nachwuchses behält Dieter Schwarz Hoffnung. Er ist sich sicher, dass die Wipper, das Wasser und die Forellen lebendig bleiben werden.

„Heutzutage ist hier mehr Staub als Mehl“



Ich bin Müllermeister in fünfter Generation, aufgewachsen an ebendieser Mühle an der Wipper. Mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater waren vor mir schon Müller hier. Nun steht sie still. Hier wurde kein Mehl gemahlen seit März 1992.

Circa 1768 wurde sie gebaut und war damals eine von zwei Mühlen in der Umgebung. Die Kraft der Wipper reichte damals nicht für eine große Mühle, daher entstanden die Obermühle und die Untermühle. Sie versorgten alle hier in der Gegend mit Mehl und Schrot.

Noch bis zur Wende war die Mühle regulär in Betrieb, hat Roggen gemahlen und geschrotet. Früher hatte jeder hier ein paar Schweine oder andere Nutztiere und die brauchten schließlich Futter. Damit wurde die Mühle zum sozialen Treffpunkt für die Menschen der Stadt. Es wurde sich unterhalten und auf das fertige Schrot gewartet. Die Mühle mit dem Müller gehörte zu einer Stadt einfach dazu.

Inzwischen ist das Mahlen hier nicht mehr wirtschaftlich, denn die Mühle schafft nur circa zwei Tonnen Mehl am Tag. Was ich hier früher in einem ganzen Jahr gemahlen habe, schaffen die industriellen Mühlen in der Gegend an nur einem Tag. Das rechnet sich einfach nicht mehr. Nun hat die Großindustrie das Handwerk ersetzt. Die soziale Komponente der Mühle ist damit auch verloren gegangen.

Inzwischen heißt Müllersein vor allem technische Anlagen zu bedienen. Früher war von der Getreideannahme bis zum Mehl alles in der Hand einer einzigen Person, heute ist das viel stärker aufgeteilt. Das traditionelle Müllerhandwerk stirbt langsam aus. Ich habe von Kindesbeinen an alles hier in der Mühle gelernt, kenne jeden Winkel, jedes Detail und jede Maschine. Aber dieses Wissen braucht heutzutage niemand mehr. Inzwischen arbeite ich in einer Recyclinganlage und schreddere dort CDs. Ich weiß gar nicht, ob es den richtigen Müllerberuf in Großmühlen überhaupt noch gibt.

Das Geld aus meiner Arbeit in der Recyclinganlage stecke ich in die Instandhaltung der Mühle. Das ist meine Herzensangelegenheit, meine Leidenschaft. Die alten, kleinen, traditionellen Mühlen werden immer weniger und das Mühlensterben ist ein emotionales Thema für mich. So eine Mühle zu erhalten ist viel Arbeit. Als Müller ist man alles ein bisschen: Ein bisschen Schreiner, ein bisschen Schlosser, ein bisschen Maurer. Das ist eigentlich wie ’ne Elektroeisenbahn bauen. Nur halt in groß.

Uwe Rusches „Elektroeisenbahn“ steckt in einem von außen eher unscheinbaren Haus. Im Inneren hingegen wirkt es, als ob man einen hölzernen Organismus betreten hat. Es ist erfüllt von einem dunklen Labyrinth aus kleinen Holzschächten, alten Lederriemen, Wellen, Rutschen, Sieben, Fahrstühlen und Silos. Überall finden sich Zahnräder, Wellen, Kurbeln und Walzen. Sie alle haben eine spezifische Aufgabe, wurden gebaut für einen bestimmten Zweck. Ein ganz individueller Auftrag gibt jeder noch so kleinen Schraube ihre Daseinsberechtigung in diesem schier unendlich komplexen System. Die kleinen Einzelteile fügen sich zusammen zu funktionalen Einheiten. Sie bilden Maschinen, welche wiederum größeren Aufgaben nachgehen. Sie mahlen Getreide, sie befördern Säcke, sie sieben Mehl. Sie wiegen, sie befördern, sie füllen ab. Sie walzen, sie mischen, sie befeuchten. Zwischen all diesen Maschinen schwebt eine riesige Welle, über die sie alle mit Lederriemen angetrieben werden. Folgt man der Maschinerie zu ihrem Anfang, findet man eine große Hauptwelle, lange Treibriemen, noch eine weitere Welle und dann: Zwei Turbinen in einem Mühlgraben, der ewig fließende Strom des Flusses.

Keine zwei Mühlen sind gleich. So eine Mühle, hat nur einen Wert als komplettes System. Fehlt ein Bestandteil oder eine Maschine, funktioniert das große Ganze nicht mehr. Und ich bin der Einzige, der dieses Wissen über die Untermühle in Sandersleben noch hat. Die Mühle kann nicht einfach jemand anders übernehmen und es gibt auch niemanden, der in Frage kommen würde. Kinder habe ich keine und loswerden möchte ich sie nicht. Ich bin stolz darauf. Die Mühle ist mein Leben.

Schon immer wohne ich hier an der Mühle. Da gehört dann alles mit dazu, der Fluss natürlich auch. Ohne die Wipper hätte es diese Mühle hier nie gegeben. Ich habe den Fluss ständig vor der Nase. Wenn der weg wäre, dann wäre das schwierig. Da würde ich dann direkt merken: Da fehlt was! Der Fluss treibt diese Mühle an, der hat damals unsere Lebensgrundlage gebildet, der ist wichtig für mich.

Als ich damals die Mühle von der Treuhand zurückgekauft habe, konnte ich sie nur ohne die entsprechenden Wassernutzungsrechte erwerben. Das war damals immer so nach der Wende. Man hat die Grundstücke ohne irgendwelche Lizenzen bekommen. Deswegen habe ich jetzt aber nicht mal mehr die Erlaubnis, um die Mühle zu betreiben. Da fragt man sich schon, wem so ein Fluss denn gehört und wer ihn nutzen darf. Ich denke, das Wasser was an der Mühle ist, das gehört mit zur Mühle.

Den Kampf um die Wassernutzungsrechte habe ich inzwischen aufgegeben. Das lohnt sich alles nicht mehr und ist viel zu kompliziert. Es gibt einfach zu viele Auflagen. Das heißt dann wohl, dass die Untermühle an der Wipper nie mehr mahlen wird. Obwohl mich das sehr glücklich machen würde, wenn sie eines Tages nochmal in Betrieb wäre, wenn sich das hier drinnen alles nochmal drehen würde.

Ich könnte mit der Wasserkraft und der Turbine auch Strom herstellen. Da denken dann manche, damit wird man direkt Millionär. Aber dann braucht man auch wieder die entsprechenden Rechte und die Anschaffung der Technik ist teuer. Am Ende kommt da auch nicht genug bei rum.

Das Wasser in der Wipper und im Mühlgraben ist immer weniger geworden über die Jahre. Die Schächte pumpen kein Wasser mehr dazu. Es regnet weniger. Im Sommer würde es wohl ohnehin nicht mehr zum Mahlen reichen, weil die Wipper einfach nicht genug Wasser führt. Da muss man sich dann anpassen. Wasser ist ein dynamisches System. Es ist immer im Wandel.

Zwischen Beton, Wasser und Pflanzen



Solange die kleine Wipper in ihrem Bett bleibt, erinnert das Hochwasserrückhaltebecken Wippra an eine grüne Wiese. Auch auf dem Damm finden sich ortstypische Pflanzenarten, das ist so vorgegeben. Sie werden als Teil der Instandhaltung durch die Stauwarte regelmäßig gemäht und überprüft. Zum Beispiel lässt sich anhand der neu wachsenden Pflanzenarten erkennen, ob Wasser an falschen Stellen aus dem Damm austritt. Die weiträumige Begrünung der Anlage trägt auch zur Akzeptanz der Anlage bei den Anwohnenden bei. So schaut man nicht direkt auf den rohen Betonbau.



Es gab Bürgerinitiativen sowohl für als auch gegen den Bau der Anlage. Einige Menschen befürchteten einen zu starken Eingriff in die Ökosysteme und eine Verschandelung der Landschaft. Anwohner, die 1994 von den starken Flutschäden betroffen waren, sprachen sich dagegen für den verbesserten Hochwasserschutz aus. „Die Leute wollen Schutz haben, deshalb müssen wir das akzeptieren und abwägen", sagt Maren Dietze.



Maren Dietze liebt die Abwechslung in ihrem Beruf: 80% arbeitet sie in ihrem Büro in Blankenburg, die restliche Zeit verbringt sie vor Ort. Nach dem dramatischen Hochwasser von 1994 mit hohen Schäden wurde der Plan für den Hochwasserschutz gefasst. Heute schützt dieser Bau 21 Ortschaften vor möglichen Überflutungen. Das wird deutlich, wenn man die Komplexität des Absperrbauwerks betrachtet. Durch das wechselnde Material verändert sich die Geschwindigkeit, mit der Wasser durchsickern kann. Durch die Dichtungsschicht aus Lehm fließt das Wasser langsamer als darunter. So entsteht eine Sogwirkung, die das überschüssige Wasser kontrolliert abführt. Nach seiner Inbetriebnahme im Jahr 2020 kam das Rückhaltebecken bisher einmal zum Einsatz – bei einem notwendigen Probestau, um die Funktionsfähigkeit zu testen.

Boden und Gestein spielen eine entscheidende Rolle, damit das Bauwerk für den Hochwasserschutz funktioniert. So kommt der Schiefer, der als Stützmaterial für das Bauwerk dient, aus dem Alten Steinbruch nebenan. Das Gestein ist besonders widerstandsfähig und belastbar, damit der Damm auch von schweren Kraftfahrzeugen befahren werden kann.



Maren Dietze Zwischen Beton, Wasser und Pflanzen Wippra



Die Talsperre Wippra ist eine Gewichtsmauer, die ursprünglich als eine von zwei Talsperren für Industriezwecke geplant wurde. Im laufe der Zeit fiel der Anspruch einer industriellen Nutzung weg. Nun dient sie unterschiedlichen Zwecken. Jetzt gibt es eine Wasserkraftanlage. In der Umgebung gibt es ein Netz aus Wanderwegen, im Stausee kann geangelt werden.

„Wir machen hier nicht nur Hochwasserschutz, wir machen Naturschutz gleich mit“, sagt die Diplomgeotechnikerin Maren Dietze. In den letzten 30 Jahren ist das immer wichtiger geworden, weshalb sich ihr Arbeitsfeld verändert hat. So wird beispielsweise immer genug Wasser in die Wipper abgegeben. Das erhält den Lebensraum für Fische bis hin zur Talsperre. Für laichende Kröten ist ein kontinuierlicher Zufluss wichtig, damit der Laich nicht weggeschwemmt wird.



Bereits ihre Diplomarbeit hat sie über Talsperren in Sachsen geschrieben. In einer männerdominierten Branche, die sie selbst als manchmal „derb“ bezeichnet, trägt sie Verantwortung für ein Team mit mehr als 20 Mitarbeitern. Die Arbeit kann herausfordernd werden, gerade in Gefahrensituationen wie bei einem Hochwasser. Dabei geht es nicht nur um die Stabilität und Sicherheit der Anlage, sondern auch um eine mögliche Evakuierung von Anwohnern. Gleichzeitig arbeitet sie lieber in Stresssituationen, als wenn alles ruhig ist. „Das muss man aushalten können“, sagt sie.





Maren Dietze denkt viel in Bildern, sagt sie. So kommt immer wieder die Metapher einer Badewanne auf, um die Funktionsweise von Talsperre und Rückhaltebecken zu erklären. Auch ihre Lieblingsorte beschreibt sie in Bildern: Dass beispielsweise die Oberfläche des Stausees hinter der Talsperre Wippra früh morgens spiegelglatt ist, bevor der Wind sie zu kräuseln beginnt. Oder die bunten Wiesenblumen, die im Juni um die kleineren Harzteiche wachsen.

Boden, Bauen und Bewahren



Boden ist erstmal relativ. Recycling ist beim Boden teilweise schwierig, weil er aufgrund seiner Materialeigenschaften nur bedingt für Bauvorhaben wiedereingesetzt werden kann. Zur Einstufung muss in erster Linie die Schadstoffbelastung untersucht werden. Dieses Untersuchungsergebnis entscheidet generell, ob der Boden verwertet werden kann, oder ob er entsorgt werden muss.

Hier im Mansfelder Land wurde seit dem späten 11. und frühen 12. Jahrhundert Kupferschiefer abgebaut. Dabei fiel viel taubes Gestein an, das früher ungenutzt auf Halden landete. Später erkannte man seinen Wert für den Straßenbau. Nach der Wende machten neue Technologien die Aufbereitung möglich. Anfangs wurden nur wenige tausend Tonnen recycelt, ab 1999 aber waren bereits acht Betriebe aktiv mit bis zu 1,2 Millionen Tonnen Material pro Jahr.

Ich komme ursprünglich aus Aschersleben und bin seit 2016 bei Bares – Baustoffe. Viele Mitarbeiter hier kannte ich schon vorher, vor allem die Gründer Peter Hänschen und Steffen Eulenberg. Früher hatten sie eigene Firmen, 1994 haben sie sich wegen der wachsenden Aufträge zusammengeschlossen. Ich selbst war damals bei WURZEL Bau in Mansfeld. Hier bei Bares gefällt es mir: flache Hierarchien, ein fairer, kumpelhafter Umgang. Außerdem habe ich mehr Möglichkeiten, mich einzubringen.

Hauptsächlich kümmern wir uns um den An- und Abtransport von Schüttgütern aller Art. Bei uns läuft vieles zusammen. Wir liefern Material, kümmern uns um die Aufbereitung und übernehmen auch die Entsorgung. Dazu gehören Schotterwerke, Kiesgruben, Kalksteinbrüche und Recyclingplätze. Mehr als 340 Leute arbeiten an verschiedenen Standorten, unsere Laster sind deutschland- und europaweit unterwegs. In Röblingen bereiten wir außerdem Altschotter für die Bahn auf. Dort gibt es einen eigenen Gleisanschluss, sodass ein Teil des Materials auch per Zug ankommt — etwa ein Drittel, mehr geht bahntechnisch bedingt aktuell leider noch nicht.

Der Schotter für die Bahntrassen muss sehr stabil sein, dafür braucht man Hartgestein, das so richtig aus der Tiefe kommt – also magmatisches Gestein wie Diabas, Granit oder Rhyolith. Mit der Zeit runden sich die Steine durch die Belastung ab, was zu Instabilität führen kann. Dann müssen wir sie wiederaufbereiten, in dem wir sie mit geeigneter Technik wieder kantiger machen, dann können sie sich wieder besser verkeilen. Wir versuchen das angelieferte Material so weit wie möglich aufzubereiten, um es im Sinne der Kreislaufwirtschaft wieder verwenden zu können. Beim Altschotter von der Bahn sage ich immer: Ein harter Hund, der immer auf die Fresse kriegt, der zerbröselt nicht.

Heute ist es gar nicht mehr so leicht, Genehmigungen für neue Deponien zu erhalten. Der vorhandene Deponieraum ist begrenzt. Genehmigungsverfahren für neue Deponien dauern bis zu 15 Jahre und länger. Ich habe das Gefühl, dass diese Hürden in den letzten Jahren höher geworden sind. Dazu gehört zum Beispiel die umfassende Umweltverträglichkeitsprüfung, die sowohl Natur-, Wasser-, Boden als auch Denkmalschutz einschließt. Zur Abwägung, ob bei Neuaufschlüssen seltene Tierarten bedroht werden, ist es notwendig einen Artenschutzrechtlichen Fachbeitrag ausarbeiten zu lassen. Dazu wird zwischen März und Oktober geschaut, welche seltenen oder bedrohten Tier- und Pflanzenarten in einem Gebiet vorkommen. Aus wirtschaftlicher Sicht sollte im Vorfeld geprüft werden, ob das Kosten-Nutzenverhältnis ausgewogen ist. Beispielsweise hatten wir die Auflage, auf einem Gebiet von circa einem Hektar Fläche vorkommende Eidechsen abzusammeln und auf ein Ausgleichshabitat umzusiedeln. Die Kosten dafür erreichten 25.000 Euro. Wegen des Natur- und Umweltschutzes müssen wir das machen, wir wollen das auch machen – aber das können sich vor allem kleine Betriebe so nicht leisten.

Der Bergbau hat über Jahrhunderte das Mansfelder Land mit seinen Halden verändert. Vor der Industrialisierung war das alles harte Knochenarbeit. Die vielen kleinen Halden die das Landschaftsbild prägen, sind in dieser Zeit entstanden – die Menschen konnten nur so tief graben, wie es eben mit den ihnen zur Verfügung stehenden begrenzten technischen Mitteln ging. Bei der Verhüttung des Kupferschiefers ist natürlich auch viel Schlacke als Abfallprodukt entstanden. Ich habe die Fernsehbilder aus meinen Kindheitstagen noch genau vor Augen, wie die flüssige Schlacke beim Abkippen auf der Halde noch geglüht hat.

Die Schlacke hatte als Baustoff auch gute Eigenschaften. Aus ihr wurden beispielsweise Steine für den Hausbau oder zum Pflastern hergestellt. Wegen der Strahlungsbelastung durfte sie beim Hausbau nur im Keller mit einer Überdeckung von acht Zentimetern Putz verbaut werden, beim Einsatz als Schotter im Straßenbau durfte sie nur unter gebundene Schichten wie Asphalt oder Beton verwendet werden. Die jetzt noch bestehenden Halden in der Region stehen fast alle unter Denkmalschutz. Bewirtschaftet werden nur noch zwei davon. Auf den Halden hat sich im Laufe der Jahre Ruderalflur angesiedelt und es haben sich neue Habitate entwickelt. Sie sind längst Teil der Landschaft und gehören zum Kulturerbe des Mansfelder Lands.

In unseren Steinbrüchen und Kiesgruben entsteht heute im Einklang mit der Natur auch neuer Lebensraum für Pflanzen und Tiere. Früher wurde in Sachen Umweltschutz sehr viel Schindluder betrieben. Da wurde oft einfach Müll abgeladen, was der Umwelt enorm geschadet hat. Heute gibt es klare Regeln und Entsorgungswege, was sicher ein Fortschritt ist. Allerdings wird es immer teurer und aufwendiger, recycelte Baustoffe auf den Markt zu bringen. Hohe Auflagen und Sicherheitsleistungen machen Recycling oft unwirtschaftlich. Viele Stoffe landen deshalb auf Deponien, obwohl sie noch nutzbar wären. Dazu kommt: Weil es hier in Mitteldeutschland viele Steinbrüche mit günstigem Material gibt, ist es für Recyclingbetriebe noch schwerer, mitzuhalten.



„Der Boden als unsere wichtige Ressource wird immer noch nicht ausreichend gewürdigt und geschützt. Man müsste mehr für die Bodengesundheit tun.“ Innerhalb seiner Arbeit für das Landesamt für Geologie und Bergbau (LAGB) ist eine der wichtigsten Aufgaben Henrik Helbigs Daten zu sammeln. Mit verschiedenen Arbeitsgeräten zeigt er beispielhaft, wie man Bodenarten bestimmen und so Rückschlüsse auf die dort herrschenden Bedingungen ziehen kann. Er sagt, die Böden seien nicht komplett gesund, aber nutzbar.



Henrik Helbig macht seinen Job gerne. Er mag die Arbeit an der frischen Luft und ihm ist seine Umwelt wichtig. „Es gibt Standardböden, aber oft sieht man irgendwas, was man noch nie gesehen hat. Das wird nie langweilig.“ Er wünscht sich, dass die Ackerlandschaft wieder vielfältiger wird, um die Biodiversität zu erhöhen. Zusätzlich braucht es Bäume und Sträucher, damit die Bodenerosion nicht weiter fortschreitet.



„Es gibt nicht so viele Leute, die das machen.“ Vom LAGB sind Henrik Helbig und ein weiterer Kollege die Einzigen, die ins Feld fahren, um Bodenproben zu nehmen. Es könnte mehr Leute geben, die sich mit der Bodenkartierung beschäftigen, findet er.



„Die Bodenart ist immens wichtig für alle möglichen Fragen.“ Durch die Bestimmung der Bodenart lassen sich viele Informationen über den Standort herausfinden. Hierbei sind Parameter wie die Wasserdurchlässigkeit und die Bindungsfähigkeit des Bodens interessant.



Vom Feldrand aus betrachtet sieht man dem bestellten Acker, vor dem wir stehen, keine Besonderheit an. Henrik Helbig jedoch weiß wie es um die Beschaffenheit des Bodens steht. Hier befindet sich eine Boden-Dauerbeobachtungsfläche, auf der er und Mitarbeitende anderer Behörden regelmäßig Proben entnehmen. „Man muss genauer hinsehen, nicht immer ist alles so offensichtlich.“ Um den Ost-Harz gibt es einen breiten Gürtel bis etwa auf Höhe der Linie Hedersleben-Gerbstedt, wo erhöhte Schwermetallwerte im Boden auftreten.



„Unser Job ist das Sammeln von Bodendaten und deren Auswertung, vor allem für Bodenkarten.“ Im Umgang mit den gesammelten Daten kommt es zu verschiedenen Herausforderungen. Nomenklaturen ändern sich und es muss mit dem heterogenen Datenmaterial aus mehreren Jahrzehnten umgegangen werden. Die Aufbereitung dessen und aktuelle Daten liefern die Grundlage für viele Themen der Land- und Wasserwirtschaft oder für die Bewertung von Eingriffen in den Boden.



„Die Halden sind das Offensichtlichste in der Landschaft.“ Viele Prozesse, die stattfinden, sind aber nicht auf den ersten Blick zu sehen und lassen sich nur mit fachlichem Wissen und gezielten Untersuchungen erkennen. Haben die Kupferschieferhalden Einfluss auf die Schwermetallbelastung des Bodens? Nur lokal. Unsere und andere Untersuchungen haben gezeigt, dass die hohen Schwermetallwerte der Böden im Ostharz vor allem auf die Emissionen der Hüttenindustrie zurückgehen. Eine weitere Quelle war eine Deponie für Filterstäube der Hütte Helbra. Zu DDR-Zeiten wurde diese Fläche regelmäßig feucht gehalten, sodass keine Deflation stattfinden konnte. In den Nachwende-Jahren aber fiel die Fläche für einige Zeit trocken. Der Wind verteilte schwermetallhaltigen Filterstaub über das Land bis die Deponie abgedeckt wurde.



Schwermetalle, die bereits in den Boden gelangt sind, werden hier noch lange verweilen. Durch Sickerwasser und Bodenorganismen werden sie immer weiter in untere Bodenhorizonte getragen. „Das wird jetzt noch Jahrhunderte so weiter gehen.“

„Unser kleines Sensibelchen“

Viola Pfeiffer
Tom Gabriel





„Hier gibt es immer viel zu tun“, sagt Tom Gabriel, während er sich die Hände an seiner Arbeitshose abwischt. Gerade hat er noch ein Fenster verputzt. Er macht deutlich, dass er schnell wieder zurück an die Arbeit muss, um seine Aufgabe dort zu beenden. Auf dem Weg ins Gebäude ruft er Viola Pfeiffer dazu.

Tom Gabriel und Viola Pfeiffer, zusammen sind sie das Team, das die Neutralisationsanlage in Helbra betreut.

„Tom und ich arbeiten seit 2018 gemeinsam an der Anlage zur Wasseraufbereitung der Schlackehalde. Wir kommen beide ursprünglich aus der Chemie und konnten hier ganz gut gebrauchen, was wir dort gelernt haben. 1989 bin ich dann in die Wasseraufbereitung gekommen und arbeite seitdem hier als Anlagenfahrerin und Laborantin. Tom kam erst später ins Team. Anfangs waren wir 21 Personen, die aus den unterschiedlichsten Bereichen des damaligen Mansfeld Kombinates kamen. Es gab einen Schlosser, einen Techniker, ein paar Leute im Labor und so weiter und so fort. Nach der Wende wurden wir dann immer weniger. Seit 2018 sind wir nur noch zu zweit“, erzählt Viola. Tom hört ihr aufmerksam zu und führt fort: „Ich habe 2018 hier angefangen. Ebenfalls als Anlagenfahrer. Eigentlich bin ich gelernter Schlossermeister. Nach dem Wehrdienst bin ich dann in die Chemie gegangen und so als Quereinsteiger auf die Anlage gekommen.“ Viola erzählt weiter: „Offziell bin ich in Rente, arbeite aber weiter – von acht bis vierzehn Uhr, weil’s auch Spaß macht. Die Arbeitszeiten, der Ort, das Team – alles passt“, sagt sie mit einem Grinsen im Gesicht und schaut zu Tom. „Ja, das stimmt. Das Team passt. Ohne Teamwork geht hier gar nichts. Auch wenn vieles inzwischen automatisiert wurde, ist es trotzdem wichtig, dass wir zu zweit anpacken können. Außerdem ist es auch schön, wenn wir Geburtstag haben – da grillen wir mal zusammen oder bringen uns Blumen mit. Man denkt einfach aneinander.“

Kurz danach, während Viola für ihr Porträt fotografiert wird, platzt Tom lachend ins Labor: „Viola, ich dachte du wolltest nicht fotografiert werden?!“. Beide lachen herzlich.

„Unsere Aufgabe ist es, das Wasser, dass durch die Halde sickert, abzupumpen und zu reinigen. Bis heute ist es noch sehr stark belastet. Bei Regen sickert Wasser in die Schlackehalde und fließt in östlicher, westlicher und nördlicher Richtung ab. Von dort pumpen wir es in unsere Tanks und befüllen damit die Reaktoren. Dort fügen wir dem Wasser Kalk und Polymere hinzu, um Schadstoffe in Form von Schlamm besser trennen zu können. Das geschieht im Schlagklärer. In der Kammerfilterpresse wird die Restfeuchtigkeit auf 30 Prozent gesenkt. Anschließend wird der belastete Schlamm auf einer Deponie gelagert. Übrig bleibt neutralisiertes Wasser. Es strömt dann über den Bolzeschacht in den Schlüsselstollen und wird von dort in die Saale geleitet.“, erklärt Tom, während er durch die Halle läuft, in der die Maschinen laut arbeiten. „Seit 2023 bedienen wir eine nagelneue Anlage, die sich direkt neben der alten befindet. Durch die neu verbaute Technik ergeben sich auch neue Möglichkeiten des Arbeitens“, merkt Tom an. „Uns ist es nun möglich, auch von zu Hause aus die Reaktoren zu kontrollieren und zu steuern. Dadurch sparen wir uns Wege und können schneller reagieren.“ Auch Viola erinnert sich an die ersten Tage in der neuen Anlage: „Am Anfang hat man schon noch häufig auf den Monitor geguckt. Mittlerweile kann ich zu Hause aber auch richtig Feierabend machen, ohne ständig draufzuschauen.“ Tom schwelgt in Erinnerungen und zeigt uns stolz die alte Anlage: „Hier hatte eigentlich alles gepasst. Sie war robust wie Sau!“ Viola sieht vor allem die Vorzüge „Im Labor überprüfe ich die Qualität des Wassers, um die Schadstoffwerte herauszufinden“, ergänzt Viola, während sie stolz das neue Labor zeigt. „Nach der Wende wurde der Rückgang der Schadstoffgehalte falsch eingeschätzt. Eigentlich sollten die Werte bis heute bei null liegen. Stattdessen bleiben sie seit zehn Jahren fast gleich. Ich kann mir vorstellen, dass sich das niemals ganz reinigen lässt“, fügt Viola sorgenvoll hinzu. „Aktuell laufen Forschungen zur Extraktion von Schwermetallen aus den Rückständen der Reinigung, dem Kalkschlamm, um sie weiter zu verwerten.“ Er erinnert sich: „Das Problem ist, dass man nicht sieht, was alles im Wasser drin ist.

Nach zwei Stunden verabschiedet sich Tom. „Ich muss noch das Fenster zu Ende verputzen, sonst ist es zu trocken!“ und läuft geradewegs zum Fenster zurück.

„Einfach eine schöne Landschaft“



Regina und Gerd Sanhen leben die Landwirtschaft. Im Mansfelder Land und der Magdeburger Börde zur Welt gekommen, sind die beiden ein ganzes Leben lang von Wiesen, Feldern und Wäldern umgeben. Mittlerweile blicken sie auf fast 40 Jahre Berufsleben im Agrarbetrieb Mansfeld zurück. „Es ist harte Arbeit. Die Maschinen machen vieles leichter, aber Staub und Wetter setzen einem natürlich zu.“



„Die Abgase vom Walzwerk haben zu DDR-Zeiten in manchen Windrichtungen Rauchschäden auf den Feldern verursacht. Gewachsen ist dann nichts mehr“. Stattdessen wurden Pappeln oder Robinien angepflanzt. Dieser Hain wurde vor mehr als einem Jahrzehnt angelegt und war für die Wärmegewinnung gedacht. Noch immer steht hier jedoch die erste Generation.

„Als Kind in den 70ern habe ich mal einen Schulaufsatz geschrieben und rumgesponnen, dass es hier im Jahr 2000 vielleicht schon kein Wasser mehr gibt. Es ist so wichtig, sparsam zu sein, sonst haben wir hier bald wirklich eine Mondlandschaft“.





„Für Landwirte wird das Thema Energieproduktion immer wichtiger. Die Böden geben hier manchmal nicht so viel her“. Und so lässt sich der besonders rentable Raps auch nicht überall anbauen, manche Flächen werden für Solaranlagen oder Windkraft interessant. Zumindest wenn auch ein Umspannwerk in der Nähe ist.



Gerd steht auf einer Anhöhe, lässt den Blick schweifen. Vatterode ist zu sehen, hier ist er groß geworden. In der Umgebung die gelben, roten, grünen Flächen, von seiner Agrargenossenschaft bewirtschaftet. In der Entfernung das Schloss Mansfeld. Ein großer Teil seines Lebens wird in einer Perspektive eingefangen. „Einfach eine schöne Landschaft“.



„Hier entstehen auch einfach Nutzungskonflikte“. Regina zeigt auf die Quelle, die neben einem der genossenschaftlichen Felder entspringt. Auch Schafe werden an der Stelle durchgetrieben, die Nitratwerte sind dadurch erhöht. Nun ist hier aber auch eine Messstelle und Proben werden an der Oberfläche genommen. Den Einsatz von Dünger musste die Agrargenossenschaft daher verringern.



„Mit Wandel muss der Mensch zurechtkommen. Wir müssen beweglich bleiben, gerade für die kommenden Generationen“. Gerd und Regina stehen vor einer alten Eiche. Vor langer Zeit ist hier mal der Blitz eingeschlagen, die Krone abgebrochen und der Stamm ausgebrannt. Dann entdeckte Gerd vor zwei Jahrzehnten einen neuen Spross.



„Wie ein Schäfer auf seine Herde aufpasst, machen wir das eben mit unseren Pflanzen“. Nach vielen Monaten Arbeit im Büro und auf dem Feld, den unvorhersehbaren Einflüssen von Wind und Wetter, dem Hoffen auf eine gute Ernte, dann schließlich das Produkt dieser Landschaft. Das Getreide liegt aufgehäuft in einer Halle der Genossenschaft, bereit für den nächsten Abschnitt in einem langen Kreislauf.

„Einmal Abwasser, immer Abwasser“



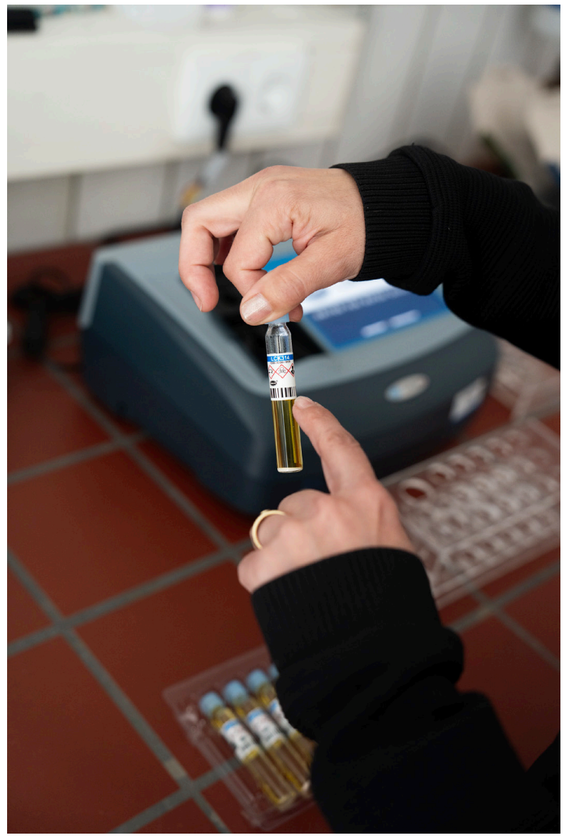
Seit ich klein war, wurde ich durch meinen Vater an den nachhaltigen Umgang mit Wasser herangeführt. Wir haben viel darüber geredet, wie lebensnotwendig Wasser für den Menschen ist. Seit Januar 2023 bin ich als Sachbearbeiterin auf der Kläranlage in Hettstedt angestellt. Neben dieser Tätigkeit bin ich auch als Gewässerschutzbeauftragte für den Verband tätig.”



„Die Kläranlage leitet das gereinigte Abwasser wieder in die Wipper ein und trägt dazu bei, dass die Bevölkerung und die Lebewesen rund um die Wipper existieren können. Während der Aufenthaltszeit des Abwassers auf der Kläranlage finden mehrere Beprobungen statt. Die Proben werden im Analyseraum mit modernen Messgeräten kontinuierlich analysiert, um die gesetzlichen Vorgaben zu erfüllen. Durch die Abwasserreinigung entstehen Nebenprodukte, wie z. B. Klärschlamm. Dieser wird auf einem gesonderten Weg entsorgt und kann in Form von Kompost als Zusatz für Pflanzenerde genutzt werden.“



Hannes Böhme hat vorher einen anderen Beruf ausgeübt: „Aufgrund meiner zweiten Ausbildung war mir eine Fortbildung zum Abwassermeister möglich. Auch wenn mein Arbeitsalltag von viel Bürokratie geprägt ist, so bin ich in meinem Arbeitsalltag trotzdem viel an der frischen Luft. Die Arbeit auf der Kläranlage steht oft nur im Vordergrund, wenn es Probleme gibt. Wir kommen ja nur, wenn mal was nicht funktioniert.“



„Es fehlt Aufklärung in der Bevölkerung. Für viele Menschen ist es einfach, den Blumenkohl in der Toilette runterzuspülen. Vielen ist nicht bewusst, wie viel extra Arbeit das für uns bedeutet.“

„Auch wenn die Meisten die Bedeutung dieses Berufes nicht erkennen und daher die Wertschätzung nicht gegeben ist, weiß ich, dass meine Familie hinter mir steht und mich unterstützt“, sagt Dana Hammer. „Als Frau muss man sich oft erklären, aber dann geht’s. Manche staunen immer noch über eine Frau in einem technischen Beruf.“





„Früher mussten wir wirklich viele Vorgänge selbst ausführen. Heutzutage werden viele Prozesse durch die Automatisierung einzelner Maschinen unterstützt. Aber viele denken immer noch, dass wir wortwörtlich *Jeden Tag in der Kacke rühren*.“ sagt Hannes Böhme schmunzelnd.

Dana Hammer
Hannes Böhme

„Einmal Abwasser, immer Abwasser“

Hettstedt



„In unserem Team hat sich eine junge Dynamik entwickelt, die uns gut gefällt. Wir verstehen uns und arbeiten gerne gemeinsam. Als Verband bringen wir eine Wasserzeitung heraus, um den Einwohnern im Verbandsgebiet die Aufgaben des Verbandes näher zu bringen.“ erzählen uns Dana Hammer und Hannes Böhme.



„Wir merken deutlich, dass sich weniger junge Menschen für Handwerk und Technik interessieren. Das ist schade, denn wir brauchen sie, um unser Berufsfeld weiterentwickeln zu können. Der Job klingt nicht so attraktiv wie Banker, doch unsere Arbeit ist sehr vielfältig und wichtig für die Gemeinschaft und die Umwelt.“

Eine Oase im Regenschatten des Harzes

Andreas Schwab

Braunschwende



Im Mansfelder Kupferland ist es trocken. So wird es geschrieben, so wird es gelesen und so wird es in den Vorgärten erzählt. Das Grundwasser sackt ab, Wasser wird gespart und spätestens in den Sommermonaten zu einem knappen Gut. Bei mir hingegen zeichnet sich unweit von Braunschwende in den Südausläufern des Harzes ein ganz anderes Bild.

Ich bin wieder in meinem Transporter unterwegs. Von Hettstedt an Mansfeld vorbei nach Wippra und dann in den Wald. Auf dem Weg erzähle ich von den Leuten in MSH, der hohen Arbeitsmoral, der Hilfsbereitschaft zwischen Bekannten, der Skepsis gegenüber Unbekannten, dem obligatorischen Bier nach einem gemeinsamen Einsatz. Und von mir erzähle ich. Wie ich in Wiederstedt aufgewachsen, zum Studium nach Magdeburg, später nach Bayreuth und Leipzig gezogen und nirgends so recht angekommen bin. Seit einigen Jahren nun bin ich zurück in meiner Heimatregion und zufrieden, wenn ich auf diese Entscheidung zurückschaue. Mein Geld verdiene ich in Hettstedt in einem IT-Unternehmen, und gebe es wieder auf dem Grundstück aus, das ich vor drei Jahren mit meiner Freundin Jenny gekauft habe. Schnell wurde ich so zum Dorfgespräch. Ich weiß noch, als ich hierherkam, war ich für andere Leute nur der neureiche Spekulant. Mittlerweile ist das anders. Jetzt bin ich noch der komische Typ mit der komischen Mütze und dem komischen Auto. Das ist schonmal was. Am Ende zählt Leistung.

Der Waldweg zur ehemaligen Mühle der Kaufmanns ist aufgerissen, holprig, kreuzt das Flussbett der Schmalen Wipper. Schließlich tauchen in einem Tal die Dächer mehrerer Gebäude auf. Ein wenig verloren stehen sie in der sattgrünen Landschaft. Schon bald könnte es hier jedoch zum wiederholten Mal lebendiger werden. Zu DDR-Zeiten war das Gelände schon mal ein Ferienlager der Volkspolizei. Damals kamen Bungalows und ein Brunnen dazu. Nach der Wende ging es durch verschiedene private Hände, wurde kaum gepflegt und fiel irgendwann in unsere, die von Jenny und mir. Übernommen haben wir ein Stück Wildnis mit Rückständen menschlicher Ordnung. Das Gesicht meiner Mutter, als sie das zum ersten Mal gesehen hat, werde ich nie vergessen. Nun soll es aber auf absehbare Zeit wieder Urlauber beherbergen, die Abgeschiedenheit und zahme Wildnis ebenso schätzen, wie wir. Denn das soll hier nichts für Mandy mit dem tiefgelegten Polo und auch nichts für die feinen Leute aus der großen Stadt werden. Bis dahin ist allerdings noch viel zu tun, alle fünf Meter tut sich eine neue Baustelle auf. Die Bungalows werden saniert, die ersten Mauern für eine Outdoor-Küche entstehen, als nächstes wird ein Dachstuhl ersetzt. Alles in Eigenregie. Profis kommen nur für die ganz verzwickten Dinge. Ich habe einen genauen Plan, will keinen Schritt wiederholen müssen, ich rechne und kalkuliere. Ein bisschen so, als würde meine Vision für das Areal in einer Art Computerprogramm ablaufen und einen Error in der Testphase will ich mir schlicht nicht leisten. Das Projekt Wippertalmühle ist im vollen Gange.

Eine der ersten Baumaßnahmen galt vor drei Jahren schon dem alten Brunnen. Auch den haben wir, wie so vieles in desolatem Zustand übernommen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie eklig das alles aussah. Heute lässt sich das jedoch nicht einmal mehr erahnen. Von dicken Balken gerahmt und moosbedeckten Schindeln überdacht steht er frei am Ende des eingezäunten Grundstückteils. Unter der Abdeckung liegen nur die Pumpe und zwei Schläuche. Das muss schließlich alles ordentlich fürs Beamtenauge sein. Direkt daneben tut sich das gut ein Meter breite dunkle Loch auf, in dem schon nach zwei Metern das Wasser sanft schimmert. Wasser gibt es in diesem Landschaftsteil wirklich genug. An manchen Stellen hinter dem Haus sind wir schon nach 50 Zentimetern darauf gestoßen, der Brunnen hätte also auch an jeder anderen Stelle gebaut werden können. Wasserstauende Schichten ziehen sich durch die gesamte Tallage, aber auch in den Hängen tritt es immer wieder an die Oberfläche. Gerade im Winterhalbjahr kann die Zufahrt zum Abenteuer werden, wenn die Wege sich zu Schlamm verwandeln. Heute ist das mit den PS-starken Autos, die hier in der Region einfach dazugehören, kaum noch ein Problem. Zumindest wenn man sich auskennt. Früher, so wird sich jedenfalls erzählt, sind hier die Pferde noch bis zum Bauch versunken.

Aber auch im Hochsommer wird das Wasser nie knapp. Gespart werden muss also nicht. Andererseits spar ich aber auch nichts an Geld, nur weil das Wasser auf unserem Grundstück entspringt. Das liegt am hohen Kohlensäuregehalt. Der ist für den Menschen unproblematisch und beschert uns immerhin Sprudelwasser aus dem Hahn im Garten. Für die Rohre ist das aber Mist und wir denken hier langfristig. Daher die ganze Technik, um erst Kohlensäure, dann Kalk loszuwerden. Und die kostet letztlich mehr als der konventionelle Anschluss an das öffentliche Wassernetz. Nicht, dass das hier draußen überhaupt möglich wäre, das würden die für kein Geld der Welt machen, aber vom Prinzip her eben. Und am Ende ist mir das auch egal. Allein die Vorstellung, hier alle mit Wasser versorgen zu können, entschädigt. Mit dem Wasser, das durch den Boden unter unseren Füßen fließt.

Fazit



Wasser und Boden. Beides Ressourcen, die sich unauffällig, oft unbeachtet in den gelebten Alltag integrieren, die sich nicht in den Vordergrund drängen. Zumindest wenn sie als Selbstverständlichkeit behandelt werden. Im Mansfeld scheint das anders zu sein. Hier ist der Boden unter unseren Füßen schon lange nicht mehr der, der er einst war. Das Wasser in der Umgebung ist so gut wie lange nicht. Vieles hat sich hier verändert über die Zeit. In vielleicht keiner anderen Region Deutschlands prägt die Vergangenheit die Gegenwart vergleichbar stark. Die Veränderungen der großflächigen Bodenbewegungen durch den Bergbau können nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die großen Halden, die pyramidenartig in der Landschaft stehen, sind nur ein kleiner sichtbarer Teil, der den Eingriff der Menschen in ihre Umwelt zeigt. Viele Flüsse, einst wild und natürlich, ähneln heute mit einem Lineal gezogenen Strichen, eingraviert ins Kupferland.

Und so wie es die Natur oder was von ihr übrig bleibt, immer wieder schafft, sich anzupassen, so schaffen es auch die Menschen, sich immer wieder neu zu erfinden. Darum sind wir hier – zum Zuhören, Lernen, Fragen stellen und zum Austausch mit Menschen, die sich tagtäglich mit dem Boden und dem Wasser in ihrer Heimat auseinandersetzen. Ob beruflich oder privat, die Leute im Mansfelder Land haben Visionen und Ideen, die es wert sind, gehört zu werden. Dieser Aufgabe stellten wir uns alle zusammen. Wir, das sind fünfzehn Studierende aus Geographie und Kommunikationsdesign, die eine Woche gemeinsam in Molmeck gewohnt und gearbeitet haben.

Die Woche begann mit vielen Gesprächen, um uns kennenzulernen. Über das Mansfelder Land, über Wasser und über Boden. Wir besuchten eine Halde und sammelten Eindrücke, sowohl in materieller wie auch immaterieller Form. Wir sprachen mit unserem Dozenten Christoph über das Schreiben von Texten und deren Wirkung und diskutierten darüber, was wir mit Boden und Wasser verbinden. Beginnt Wasser irgendwo oder hört es irgendwo auf? Verstehen wir unter Boden nur den Grund, auf dem wir stehen und laufen oder geht es um eine umfangreichere Auffassung? Wie verhält sich Wasser in einer so stark vom Bergbau geprägten Landschaft? Wie verändern sich der Boden und die Vegetation? Wer hat Zugang zu Wasser und wem gehört der Boden? Die Perspektiven der Menschen auf diese Themen sind individuell. Niemand verfügt über eine objektive Wahrnehmung. Das haben wir uns bewusst gemacht und uns über unsere Vorstellungen ausgetauscht.

Mit diesem Wissen haben wir uns auf die Interviews vorbereitet, die die folgenden zwei Tage prägen sollten. In Kleingruppen sind wir zu unseren Interviewpartner:innen ausgeschwärmt. Die Treffen fanden an unterschiedlichen Orten im Umkreis von Hettstedt statt. Die Menschen, denen wir begegneten,



Stimmen aus Hettstedt

haben alle eine eigene Geschichte. Vereint hat sie, dass sie alle in unterschiedlicher Funktion mit Boden und Wasser zu tun haben. Ob Jäger, Abwassermeisterin, Müller oder Landwirtin – wir wollten ihren persönlichen Bezug, ihr Wissen und ihre Erfahrungen sammeln und weitertragen.

Es war uns wichtig, dass dieser Austausch in einem vertrauensvollen Rahmen geschieht und die Teilnehmenden auch im Nachhinein die von uns geschriebenen Texte freigeben, bevor wir sie veröffentlichen. Die meisten von uns sind mit gewissen Erwartungen angereist, hatten bereits Zeit in der Region verbracht oder sich aus der Entfernung in die Thematik eingelesen. Vielleicht hat es überrascht, dass die Grundstimmung in zwölf so unterschiedlichen Interviews eine positive war. Sicherlich liegt das auch am Format. Die Auswahl der Gesprächspartner:innen sind das Ergebnis langer Planung und der Netzwerke, auf die unsere Organisator:innen zugreifen durften. Welcher Teil der Gesellschaft im Mansfeld wird dadurch abgebildet? Es sind Menschen, die in Arbeit sind oder waren, verwachsen mit ihren Berufen und der Region. Sie haben im Laufe der Jahre Gelassenheit, Weitsicht und Besonnenheit entwickelt. Sie wurden ausgewählt, weil sie aktive Verbindungen zu den Ressourcen Wasser und Boden haben. Gesprochen haben wir aber auch mit Personen außerhalb dieser Filterung. Und so zeichneten sich in den Straßen und Vorgärten Hettstedts Kontraste dazu ab. Sie ergänzen unser Bild und zeigen zugleich, dass unsere Ablichtung nicht vollständig ist. Viele Geschichten bleiben unerzählt.

Wir möchten uns bedanken für all die Begegnungen, die Offenheit gegenüber unseren Fragen und die Zeit, die Ihr Euch genommen habt. Wir haben nicht nur viel über den Boden und das Wasser in der Region gelernt, sondern auch, wie wichtig es ist, aufmerksam zuzuhören. Durch unsere Gespräche und die Zeit hier vor Ort, wurden nicht nur neue Kontakte geknüpft, sondern auch ein Verständnis gegenüber dem Mansfelder Land und seiner vielfältigen Geschichte entwickelt.

Teilnehmende
Sid Danker, Hanna Haf, Milan Harms, Ronja Hegemann, Theodor Langer, Aleksej Myslitskii, Emilia Prescher, Louis Rohmer, Susanna Segura, Luki Stüwe, Johanna Schmücker, Emilio Trinchet, Beke Wagner, Majo Wanka, Jonathan Wich

Dank
Die Spring School 2025 wurde ausgerichtet mit Unterstützung der Agentur für Aufbruch, ein Projekt des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz (BMWK). Wie immer danken wir herzlich Kurt Quiel. Unser besonderer Dank gilt allen unseren Gesprächspartner:innen für ihre Offenheit und ihre Zeit.

Impressum

Betreuende
Jonathan Everts, Peter Hermans, Stephanie Kiwitt, Mareike Pampus, Christoph Schlüter

Recherche vor Ort
Grit Michelmann

Organisation vor Ort
Tobias Hebel, Grit Michelmann

Grafikdesign
Marlen Kaufmann

Lektorat
Mareike Pampus, Christoph Schlüter

Auflage
max. 100 Stück

Wasser und Boden in Mansfeld, Hettstedt 2025

Agentur für Aufbruch / Werkleitz Gesellschaft e.V.
Schleifweg 6
D-06114 Halle (Saale)
www.afa.werkleitz.de

Herausgeber
Agentur für Aufbruch / Werkleitz Gesellschaft e.V.
Halle (Saale), 2025 in Kooperation mit dem Institut für Strukturwandel und Nachhaltigkeit (HALIS) der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle.

Agentur für Aufbruch

© 2025 Agentur für Aufbruch / Werkleitz Gesellschaft e.V., Autorinnen bzw. Autoren. Alle Rechte vorbehalten. Abdruck (auch auszugsweise) nur nach ausdrücklicher Genehmigung durch Werkleitz Gesellschaft e.V.

Gefördert durch:
Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages